

Karsten Beuchert,
Brigitte Kähler-Chau
Heidi Axel u.v.a.



Von Goldmünzen und Dämonen

Märchen, Fantasie- und Spukgeschichten

Inhalt

Holger Vos

Schneekrähe

Helmut Glatz

Bremen ist eine schöne Stadt

König Klingklang und die fliegenden Töne

Kerstin Werner

Amedea und die goldene Spinne

Ötti von Tingen

Sensationeller Manuskriptfund

Robert Atzmüller

Der Fledermausstollen

Andreas Pielot

Das rote Haus

Der Schneider und der König

So ein Spuk

Zehn Goldmünzen

Stefan Herbst

Das goldene Herz

Chayenne und die Wasserelfe

Karsten Beuchert

Die Hexe

Gudrun Hittinger & Karsten Beuchert

Der Brunnen

Karsten Beuchert

Klabauterfrau

Lamento des kleinen Gespensts

Zwergenbeschwörung

Die dumme Sache mit der Prinzessin

Darius

Nur eine Stunde

Was bin ich?

Erika Maaßen

Traumhaft

Brigitte Kähler-Chau

Baltur und der Dämon

Der Ursprung von allem

Der Heiler

Die Weltenesche

Ulrike Werner-Larsen

Märchenwald 2050

Der verliebte Uhu

Betti Fichtl

Der Schneemann!

René Merten

In ihr das Meer – die Salzprinzessin

Susanne Rzymbowski

Peter kriegt Besuch

Ramona Ina Buggenhagen

Geisterstunde

Meine Reise ins Traumland

Heidi Axel

Aufregung in Traumhausen

Böbi und Jasmini bekommen Flügel

Das vergessene Hochzeitskleid

Der Kochwettbewerb

Pizza bitte einmal anders!

Weihnachten einmal anders

Mina und die Ameisen

Ein Lied hilft immer

Dörthe Pahne

Das Luftelfchen

Der Funkestein

Ein eisiger Wintertag

Winterbegegnung

Ein kleines Wunder im Schnee

Eine Winterfahrt

Monika Klein

Nana und der Mond

Wolf und Reni

Günther Schützl

Die Vogelscheuche

Genesis eines Parkplatzes

Ein Märchen für alle, die es wiedererkennen

Herbert Kuboth

Von Plankentrollen und Flugzwerge

Michael Krause-Blassl

Das Märchen vom Schwarzen Wald

Sieglinde Seiler

Der verarmte Prinz

Claus Fahske

Die Bremer Ziege

Eveline Dempke

Das Apfelgeständnis

Die Erlebnisse des kleinen Marienkäfer Karli

Wie Lissi, die kleine Spitzmaus, den größten Käse
nach Hause rollte

Claus Fahske & Eveline Dempke

Der kleine Horst

Anja Apostel

Garn spinnende Seelen

Margita Osusky-Orima

Das Märchen vom Licht und der Finsternis

Andreas Bohnensack

Zwei Kirschblütensterne
Fridolin, der Clown
Die zwei Gesichter
Zwerg Herzensblick
Hugo, der sehende Maulwurf
Blatt und Blättchen

Marita Wilma Lasch

Brief eines Marienkäferleins

Ingrid Baumgart-Fütterer

„Schauergeschichte“ Liebe über den Tod hinaus

Robert Atzmüller

koboldtreffen

Marko Ferst

Nachtwanderung

Ingrid Baumgart-Fütterer

Die Wetterhexe
Mondfahrt
Blumenwiese
Sternenzauber
Sonnenglanz
Geistertreiben
Der Träumer
Die aufgelöste Wolke
Hahn im Korb

Traumhaftes Erlebnis
Gegenleistung
Der Alltagsschuh
Himmlische Klänge
Melodie der Ewigkeit
Erschlagen
Vom Tode bedroht
Unverhoffter Braten
Überfahren
Aus dem Leben eines Hundes
Ein bewegendes Konzert
Mistfliege!
Winzerfest
Wolke sieben
Verstoßen
Druckentlastung
Heiligabend in der Großstadt
Der Christbaum
Sonnenstrahl der Freude
Märchenprinz
Nasser Denkmittel
Strömender Regen
Vereinter Schlaf
Lächelnder Mond
Verspottete Vogelscheuche
Seelische Wetterlage
Verführerisches Glöckchen
Fallobst
Traumlichter

Traumschlaf
Ihrem Wesen treu bleiben
Nestwolle
Fremdes Körperbild
Neue Perspektive
Verwelkte Schönheit
Sternenherz
Kirschblüte in Bedrängnis
Hasenschicksal
Bruchlandung
Eiskalter Gegenschlag
Lebensspender
Ein Kommen und Gehen
Blattgold
Dem Tod ein Schnippchen schlagen
Lügenbold
Der neckische Mond
Märchenschloss
Vertriebene
(B) Engel
Leckerer Kuchen
Geschmackvolle Mode
Ins Abseits gestellt
Klebriger Tod
Lausige Zeiten
Mondfahrt

Margita Osusky-Orima

Der Jäger und die Jagd

Sieglinde Seiler

Die neugierige Schnecke

Die unglückliche Kröte

Hummelfrühling

Autorinnen und Autoren

Holger Vos

Schneekrähe

Vor langer Zeit, als die Stadt noch ein Dorf war, lebte hier ein junger Mann, der bereits als Junge seine Eltern und seine Geschwister an die schwarzen Blattern verloren hatte. Auch er selbst, Karl hieß er, war nicht von dieser schlimmen Seuche verschont worden: Sein Gesicht war seither von schuppenähnlichen Narben entstellt, sodass die Menschen es vermieden, ihn direkt anzusehen. Als Waise lebte er einige Monde ohne Obdach und streifte einsam und mutlos durch das Dorf und die angrenzenden Felder und Wälder.

Eines Tages, Karl war dabei Himbeeren zu sammeln, zuvor hatte er Brot gestohlen und war, so schnell er konnte, aus dem Dorf gerannt, wurde er von einem Pfeil getroffen. Der Jäger des Dorfes kam herbei geeilt und beteuerte, er habe ihn nicht verletzen wollen. So kam es schließlich, dass Karl im Haus des Jägers wohnen durfte, bis er erwachsen war und sich eine eigene Holzhütte am Rande des Dorfes bauen konnte. Karl lernte das Handwerk des Jagens und viel über den Wald und dessen Tiere. Er liebte es, im Wald umherzustreifen und den Spuren der Rehe zu folgen, Fuchsbauten zu entdecken und Eulen aufzuschrecken. Er bevorzugte die Ruhe des Waldes; im Dorf wurde er ohnehin von den Menschen gemieden. Und als eines Tages der Jäger, den Karl wie einen Vater zu respektieren gelernt hatte, starb, wurde Karl sein Nachfolger und er war zufrieden mit seinem Leben, obwohl ihn oft die alte Vettel namens Einsamkeit besuchte und er dann traurig wurde.

Eines anderen Tages, die toten braunen Blätter fielen von den Bäumen, hörte Karl, dass der Sohn des Kaufmanns und die Tochter des Metzgers, beide in heiratsfähigem Alter, verschwunden waren. Die Leute erzählten sich, sie hätten sich gemeinsam fortgestohlen, doch Karl kannte die beiden und wusste, dass sie sich nicht ausstehen konnten. An diesem Tag fiel der erste Schnee des Jahres; der Winter kam. Der Mond zog seine Bahnen, und der Frost schickte sich an, für immer zu bleiben, so schien es den Leuten. In dieser Zeit verschwanden weitere Jungen und Mädchen aus dem Dorf, und so sehr man sie auch suchte, sie schienen wie vom Erdboden verschluckt. Als Eis und Schnee auch im April nicht wichen, begannen sich die Leute zu fürchten, und in ihrer Ratlosigkeit baten die den Pfarrer um Rat, der sie anwies, zu beten und zu fasten. Gehorsam taten die meisten das, doch einigen wenigen genügte das nicht, und sie suchten nach einem Schuldigen, und die Blicke, mit denen sie Karl, den Entstellten, den vom Jäger angenommenen Sohn, bedachten, wandelten sich.

Eines Tages wurde Karl von einem eigenartigen Geräusch geweckt. Er öffnete das Fenster, und ein Vogel hüpfte frech in seine Hütte. Bei näherem Hinsehen bemerkte Karl, dass der Vogel wie eine Krähe aussah, doch er war strahlend weiß. Er und der Vogel standen für ein paar Wimpernschläge unbewegt da.

„Du bist eine Schneekrähe, was?“, murmelte der junge Mann und sah, dass der Vogel etwas Glitzerndes im Schnabel trug. Es war ein Silberring. Die weiße Krähe legte den Ring auf den Boden und flog hinaus ins Freie. Verwundert nahm Karl den Ring an sich und freute sich dieses kleinen Vermögens, denn er besaß nicht viel.

Am nächsten Morgen tauchte die Schneekrähe abermals auf. Und wieder trug sie ein Schmuckstück im Schnabel. Doch legte sie es nicht auf den Boden seiner Hütte, sondern flog wieder hinaus. Karl beeilte sich, dem Tier mit seltsam farblosem Gefieder zu folgen. Es wartete krächzend und

flügelschlagend am Rande seines Gartens. Als Karl heran kam, flog die Krähe weiter, über das Feld auf eine Reihe von Pappeln zu. Die Hoffnung auf weiteren Schmuck trieb Karl an, und er rannte übers Feld und hoffte, bei den Bäumen würde die Schneekrähe ihr Geschenk für ihn fallen lassen, doch als er entdecken konnte, was der Vogel trug – einen Perlenanhänger –, hatte dieser auch schon abgehoben und steuerte auf den Wald zu, der am Horizont zu erahnen war. Karl seufzte und stapfte zwischen den Pappeln durch Unterholz und wieder über ein brach liegendes Feld, das im vergangenen Sommer Weizen getragen hatte. Wie ein weißer Wall erhob sich der Waldrand vor ihm, und hätte die Krähe keinen Lärm gemacht, so hätte Karl sie wohl nicht erkannt. Er stürzte zu dem Tier, das in einer schneebehangenen Fichte saß und rief: „Guten Tag, Freundin, machst du mir ein zweites Geschenk?“

Tatsächlich ließ die Schneekrähe daraufhin den Anhänger fallen, und während sie in den Winterwald davonflog, fand er das wertvolle Stück im Schnee.

Am dritten Tag lockte die Schneekrähe den jungen Mann mit einem goldenen Armreif in den Wald hinein. Zuvor hatte sie vor dem Haus Lärm gemacht, war über die Felder davongeflogen und hatte dann nicht das Schmuckstück fallen lassen, sondern war weiter geflogen. Nun stapfte Karl zwischen weiß geschmückten Bäumen durch harten Schnee und folgte dem weißen Vogel. Das Armband wollte er unbedingt besitzen.

Er kannte alle Wege des Waldes, doch an diesem Tag im Winter schienen sie ihm neu zu sein, denn die vertrauten Wegpunkte waren im Schnee versteckt. Hunger plagte ihn, und der Stand der Sonne, die eine matte Scheibe im grauen Himmel war, verriet Karl, dass es bereits Nachmittag war. Trotzdem gab er nicht auf. Der Schnee knirschte und knackte, und die Schneekrähe trieb ihn krächzend zur Eile an. Als es bereits dämmerte, begriff Karl seine Unvernunft. Alles wurde grau und er fand sich nicht mehr zurecht. So

irrte er stundenlang im Winterwald umher, doch der seltsame Vogel blieb stets in seiner Nähe.

Irgendwann – der Mond stieg am Himmel auf – entdeckte Karl tief zwischen den Bäumen ein kleines, flackerndes Licht. Beim Näherkommen sah er, dass es eine bescheidene Holzhütte war, und er wunderte sich, dass er sie noch nie gesehen hatte. Er musste wahrlich tief im Wald sein. Karl hoffte, Obdach und Wärme zu finden, und machte sich auf zur Hütte. Als er dort ankam, saß die Schneekrähne auf dem First und ließ den goldenen Armreif fallen. Der junge Mann beeilte sich, das wertvolle Stück zu erhaschen, und stieß dabei die Tür zur Hütte auf.

Langsam stand er auf und trat zögernd ein.

„Ist jemand da?“, sagte er.

Niemand antwortete. Neugierig sah er sich um. In der Mitte des Raumes brannte ein Feuer, darüber hing ein Topf. Es gab einen einfachen Tisch und drei Stühle. Eine Tür führte an der hinteren Wand in einen anderen Raum, darin stand ein Bett mit weichen, weißen Laken. Plötzlich hörte er Schritte. Er drehte sich um und fand sich einem Mädchen mit müdem, schmutzigem Gesicht gegenüber. Mit weiten Augen blickte sie ihn an und sagte ganz leise: „Bitte, hilf! Du darfst nichts –“

„Lise, du dummes Gör! Steh' doch nicht so da. Du siehst doch, dass unser Gast friert! Bereite ihm einen Tee zu!“, hörte Karl dann plötzlich eine andere Stimme und wandte sich ihr zu.

Er sah eine wunderschöne Frau. Sie war ganz in Weiß gekleidet, heller als der Schnee in der Mittagssonne, hatte langes weißes Haar, obgleich sie jung war, und sie lächelte ihn freundlich an. Die Augen der weißen Frau schienen ihm goldene Sterne zu sein. Karl war augenblicklich verzaubert von dieser Schönheit und Freundlichkeit, denn kein Mensch hatte ihn jemals so angeschaut, da das Schicksal doch sein Gesicht entstellt hatte. Die Magd seufzte, tat Kräuter in einen Becher und goss heißes Wasser aus dem Topf hinein.

Die Frau in Weiß nahm ihr den Becher ab, pustete hinein und reichte ihn Karl.

„Sei mein Gast“, sagte sie, „setz dich und komm‘ zu Kräften.“

„Danke“, murmelte er, setzte sich und trank vom Tee. Sofort fühlte Karl, wie sich Wärme in seinem Körper ausbreitete, und während er mit wachsender Gier trank, konnte er den Blick nicht von der Schönheit der weißen Frau abwenden. Die Magd blickte ihn verstohlen an.

„Lise, nun hole Fleisch, Brot und Wein für uns!“, befahl die weiße Frau, und die Magd gehorchte.

Als Lise einen Becher Wein neben seinen Teller stellte, flüsterte sie Karl ins Ohr: „Nichts essen!“

Doch Karl hörte ihr nicht zu, sondern hatte nur Augen und Ohren für die weiße Frau, die ihn freundlich anlächelte und jetzt für ihn sang. Und ihm war, als wäre er ein kleiner Junge in den Armen seiner Mutter, als diese noch lebte und für ihn gesungen hatte. Er wollte den Rest seines Lebens hier mit dieser Schönheit verbringen und selig werden!

„Stärke dich und iss“, sagte die Frau in Weiß und brach das Brot und schnitt das Fleisch.

Karl aß schnell und mit Lust, sofort fühlte er sich stark und wach. Und als das Mahl beendet war, erhob sich die weiße Frau und legte sich im anderen Raum ins Bett.

„Leg‘ dich zu mir, Freund!“, rief sie, und Karl wollte ihr folgen, aber die Magd hielt ihn fest und sprach leise:

„Wenn du zu ihr gehst, wirst du’s bereuen.“

Doch Karl befreite sich aus ihrem Griff und legte sich zur weißen Frau ins Bett. Sie legte ihre Hand auf seine Brust. Schnell schlug sein Herz, und er war glücklich wie nie zuvor, bevor er einschlief.

In tiefster Nacht wachte er auf. Die weiße Frau war verschwunden, doch die Magd stand am Bett und zog ihn hoch.

„Beeil‘ dich“, flüsterte sie, „du bist in Gefahr!“

Widerwillig ging Karl mit Lise nach draußen, wo noch ein heller Mond schien. Die weiße Frau war nirgends zu sehen. Sie blieben im Garten hinter der Hütte stehen. Unter dem Schnee waren längliche Formen zu sehen, als ob dort Menschen in der Kälte lägen. Und in der Tat: Lise wischte den Schnee an ein paar Stellen fort, und Karl sah graublaue, alte Gesichter. Entsetzt wich er zurück. Lise hielt ihn fest und sagte: „Wenn du aus dem Dorf stammst, dann kennst du sie alle! Komm‘ mit!“

Und die Magd führte Karl mit großer Hast durch den Wald zu einem kleinen zugefrorenen See. Lise wischte eilig den Schnee von der Eisfläche und rieb mit der Hand darauf, sodass die obere Eisschicht schmolz und nun die Welt zu spiegeln vermochte.

„Sieh‘ dich an“, forderte Lise Karl auf, und er tat es.

Der junge Mann blickte in ein altes Gesicht von vielleicht vierzig Jahren, doch es war entstellt, und so wusste er, dass es seines war.

„Wie ist das möglich?“, murmelte er und Lise antwortete: „Sie tut, als ob sie gibt, doch sie nimmt nur. Sie stiehlt die Lebenskraft der Menschen, und je jünger der Mensch, umso mehr kann sie sich nehmen.“

Plötzlich flatterte und krächzte es hoch oben in den Bäumen und die Magd rief: „Schnell, wenn wir nicht fliehen, wird sie uns ein Leid antun!“

Doch schon war die Schneekrähne hinabgestürzt und hatte sich im Nu in die weiße Frau verwandelt. Dort stand diese nun und Bosheit flackerte in ihren Augen. Sie schrie grausam und ließ ihre Hände zu Lise vorschnellen. Die Magd wandelte ihre Gestalt zur Schneeeule und flog klagend davon. Karl rannte fort, so schnell seine Füße es vermochten, doch bald stellte er fest, dass sie Frau in Weiß ihm nicht gefolgt war. Alt und gebrechlich wie er nun war, legte er sich vor Erschöpfung in den Schnee und schlief ein.

Im Traum erschien ihm Lise in Eulengestalt. Sie sprach zu ihm: „Du weißt nun, dass sie eine Hexe ist. Der Winter geht

nicht, weil sie mächtiger wird. Du musst sie erschießen! Nimm' meine Federn für einen Pfeil, und wenn du triffst, werden wir alle von ihrem bösen Zauber befreit sein!“

Als er erwachte, hatte Karl drei Federn in der Hand, und ein Bogen lag neben ihm. Er beeilte sich, einen Pfeil mit den Federn der Schneeeule zu schnitzen, und sodann machte er sich auf zur weißen Frau. Es hatte nicht geschneit, und so fand er seine Fußspuren wieder, die von ihrer Hütte wegführten. Einen Tag und eine Nacht lag er dort auf der Lauer, und als es zum neuen Morgen dämmerte, flog die Schneekrähe heran und setzte sich krächzend auf den First. Karl wusste, er durfte nicht zaudern, und so legte er entschlossen an und schoss. Die Schneekrähe fiel getroffen in den Schnee, und binnen eines Wimperschlages drangen Sonnenstrahlen in den Wald, und Tauwetter setzte ein. Der Frühling kam endlich. Karl betastete sein Gesicht und fühlte die alten Narben, doch schien es ihm wieder jung.

Der junge Mann kehrte mit all den vermissten Mädchen und Jungen, auch mit der Tochter des Metzgers und dem Sohn des Kaufmanns, zurück ins Dorf; auch Lise, die Magd, begleitete sie. Die Menschen feierten ihn als Helden, und fortan sahen sie ihm ins Gesicht und wandten sich nicht mehr ab. Karl und Lise lebten noch lange voller Glück und Zufriedenheit am Rande des Dorfes.

Helmut Glatz

Bremen ist eine schöne Stadt

Bremen ist eine schöne Stadt, eingebettet zwischen dem Fluss und dem Berghang, mit vielen kleinen Gassen und prächtigen Häusern und schönen Kirchen und lauschigen Plätzen. Sie ist auch eine sehr bewegte Stadt. Wenn man durch die engen Gassen geht, kann es sein, dass auf einmal ein Haus sein Maul aufreißt und schon ist man verschluckt. Was nicht weiter tragisch ist, wenn es sich um ein Wirtshaus handelt. Die Märkte wechseln öfter ihren Platz. Wo an einem Tag der Rossmarkt ist, befindet sich am nächsten Morgen der Christkindlmarkt oder am dritten Tag der Gemüsemarkt oder gar der historische Handwerkermarkt. Man kennt sich überhaupt nicht mehr aus, so viel Bewegung ist in der Stadt und sie wäre wahrscheinlich schon längst den reißenden Fluss hinuntergespült worden, wenn sie nicht mit ihren Kirchtürmen am Himmel befestigt wäre. Wie gesagt, Bremen ist eine sehr schöne und aufregende Stadt.

War einmal ein alter Musikant, der besaß einen Bass, groß wie ein Kahn, auf dem man einen Fluss hinunterfahren kann, mit einem Ton, tief wie der Brunnen auf dem Schlossberg. Der Musiker aber war überhaupt nicht zufrieden mit seinem Instrument. Er sagte: „Ich will keinen Fluss hinunter fahren, und ich will auch in keinen Brunnen steigen. Ich will Musik machen, aber du bist zu alt. Du hast die Arthrose in deinem Körper, hie und da einen Hexenschuss, und das Rheuma ist auch nicht weit. Wenn ich G spielen will, kommt aus dir nur ein Aah heraus, und wenn ich ein A spielen will, bekommst du einen Hustenanfall. Kurz und gut, ich brauche dich nicht

mehr, du taugst gerade noch, um in den Ofen geschürt zu werden.“

Das aber wollte der Bass nicht, und da machte er sich in der Nacht heimlich auf und schlich aus dem Haus. „Auf der Landstraße ist es immer noch besser, als im Ofen verbrannt zu werden“, sagte er. „Ich will nach Bremen gehen, das soll eine sehr romantische und aufregende Stadt sein.“

Und wie er eine Weile in die Morgendämmerung hineingegangen war, traf er auf ein Cello, das lehnte an einem Baum und schaute betrübt.

„Was lehnst du hier am Baum und bläst Trübsal in diesen fröhlichen Frühlingmorgen hinein?“, fragte der Bass mit seinem tiefen A. Seine Arthrose machte sich wieder bemerkbar. „Du hast leicht Lachen und fröhlich sein!“, sagte das Cello. „Mein Besitzer hat mich hinausgeworfen. Ich sei völlig unnützlich, hat er gesagt, überflüssig wie ein Blinddarm. Du knurrst nicht und bellst nicht, hat er gesagt. Wenn ein Einbrecher kommt, kannst du ihn nicht einmal beißen. Und Eier legst du auch keine, und braten oder sieden kann man dich auch nicht.“

„In der Suppe kochen?“, fragte der Bass erstaunt. „Und braten und sieden?“

„Du musst wissen, mein Besitzer hat mich auf dem Flohmarkt erstanden und weiß absolut nichts mit mir anzufangen. Vielleicht hat er mich mit einem Hund verwechselt. Oder mit einem Suppenhuhn. Und dabei bin ich doch ein Cello.“ Das Cello nickte traurig. „Er muss doch sehen, dass ich keine Zähne habe und keine Federn und keine Flügel. Ich lege auch keine Eier, das weiß jedes kleine Kind. Und jetzt sitze ich da und bin kein Suppenhuhn und kein Wachhund und beiße nicht und belle nicht und weiß nicht, wozu ich nützlich sein soll.“

„Lass dich's nicht verdrießen“, sagte der Bass. „Komm mit, wir gehen nach Bremen, das ist eine schöne, romantische Stadt, dort verdingen wir uns als

Stadtmusikanten.“ Da war das Cello zufrieden, und zu zweit zogen sie weiter.

Gegen Mittag aber trafen sie eine Geige, die hing an einem Baum und miaute und heulte zum Steinerweichen. „Was hängst du hier auf dem Baum und heulst und miaust zum Steinerweichen?“, fragte der Bass im tiefen A.

„Ich bin alt und krank“, sagte die Geige. „Halsweh, Ohrensausen, Schüttelfrost. Ich war die Geige des Konzertmeisters im Orchester und sein ganzer Stolz. Aber plötzlich, es war im dritten Satz von Boccherinis berühmtem Streichquintett Opus 30 (Musica Notturna delle Strade di Madrid!), fuhr mir ein solcher Schmerz in meinen Geigenkörper, dass ich jämmerlich aufheulte. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, welcher Tumult plötzlich losbrach. Das Publikum johlte, der Dirigent tobte, und der Konzertmeister wurde mit Schimpf und Schande aus dem Saal gejagt. Ich könnte dir den Hals umdrehen!, rief er. Verschwinde! Geh aus meinen Augen! Und da habe ich mich nun an diesen Baumast gehängt, um meinem unnützen Leben ein Ende zu bereiten.“

„Dein Leben ist nicht unnütz!“, sagte der Bass. „Eine Geige kann man immer brauchen. Komm mit, wir gehen nach Bremen, das ist eine schöne, romantische Stadt, dort verdingen wir uns als Stadtmusikanten.“ Da sprang die Geige von ihrem Ast herunter, und zu Dritt zogen sie weiter.

Da trafen sie eine Flöte, es war schon gegen Abend. Die saß auf einem Baumstamm und blies aus dem letzten Loch. Die anderen Löcher waren nämlich alle verstopft. Nun klang sie wie eine erschreckte Dampflokomotive und wollte gar nicht aufhören mit ihrer Klage.

„Sei doch einmal still!“, sagte der Bass im tiefen A, und sein Rheumatismus machte sich wieder bemerkbar. „Das klingt ja fürchterlich. Warum jammerst du so?“

„Oh, ich arme Flöte“, jammerte die Flöte. „Ich war die Flöte des Starflöters eines respektablen Zirkusunternehmens. Leider besaß der Zirkus nicht nur eine

zirkensische Kapelle, sondern auch einen höchst unmusikalischen Löwen. Und eines Tages regte ihn das Flötenspiel meines Herrn so auf, dass er aus seinem Käfig ausbrach, meinen Flötenspieler auffraß und so lange auf mir herumkaute, bis ich ganz zerschunden, zerschrammt und verbogen war.“

„Er hat den Flötenspieler aufgefressen?“, entsetzte sich die Geige.

„Vielleicht hat er ihm auch nur die Fingernägel abgekaut“, meinte die Flöte. „Auf jeden Fall war ich so demoliert, dass man mich auf den Sperrmüll warf. Ich konnte mich gerade noch bis hierher schleppen. Und da sitze ich nun und pfeife aus dem letzten Loch.“

„Lass dich's nicht verdrießen“, sagte der Bass. „Komm mit, wir gehen nach Bremen, das ist eine schöne, romantische Stadt und verdingen uns dort als Stadtmusikanten.“ Da war die Flöte zufrieden, und zu viert zogen sie weiter.

Nicht lange danach, es dämmerte bereits, trafen sie ein Triangel. Sie war ganz verbogen, wusste aber nicht, was mit ihr geschehen war, weil sie ihr Gedächtnis verloren hatte. Auf jeden Fall klang sie schräg und blechern und auch sonst ganz entsetzlich. Und sie schloss sich ihnen ebenfalls an.

Und dann kam die Nacht, es wurde finster und der Wald war voller seltsamer Geräusche, sie begannen sich zu fürchten. „Wenn wir doch nur ein Obdach hätten!“, jammerte die Geige. „Mein Herr hat mich nie ins Freie gelassen, damit sich mein zartes Holz nicht verzieht, damit ich mich in der kühlen Nachtluft nicht verstimme.“

„Wie schrecklich ist es doch in der Dunkelheit“, sagte das Cello. „Da sieht man keine Noten und verspielt sich ständig.“

Auf einmal sahen sie ein Licht durch die Bäume blinken. Es fiel aus dem Fenster eines kleinen Hauses, das mitten im Wald stand. „Vielleicht können wir hier einen Unterschlupf finden für die Nacht“, meinte der Bass. Er schlich näher und

machte einen ganz langen Hals, so konnte er mit seinen Astaugen durch das Fenster in die Stube sehen. Und was sah er?

Da saßen sie beisammen, der Aufsichtsratsvorsitzende und der Börsenmakler und der Bankenvorstand und der Ölkonzernchef und waren gerade dabei, die Welt unter sich aufzuteilen.

„Das dürfen wir nicht zulassen!“, flüsterte der Bass im tiefen A. „Wenn die Welt aufgeteilt ist, bleibt für uns nichts mehr übrig. Wir müssen sie vertreiben, die Räuber und Bösewichte.“ Und da kletterte das Cello auf ihn hinauf, die Geige kletterte auf das Cello und obendrauf setzte sich die Flöte, und ganz zuoberst auf der Flöte balancierte die Triangel. Und auf Kommando begannen sie zu musizieren, so schrecklich, wie man es in diesem Wald und auf der ganzen Welt noch nie vernommen hatte. Der Bass basste, das Cello cellote, die Geige geigte, die Flöte flötete und die Triangel triangelte, das klang so schauerlich, dass sich die Baumstämme bogen und selbst die Taubnesseln Ohrenschmerzen bekamen. Weil sich aber das Triangel unvorsichtigerweise zu weit vorbeugte, verlor der musikalische beziehungsweise unmusikalische Turm das Gleichgewicht und kippte um, gerade in das Fenster hinein. Die fünf Musikanten aber ließen sich's nicht verdrießen, sondern bassten und geigten und celloten und flöteten nur immer weiter, wie sie es eben verstanden. Da packte die Räuberbande das blanke Entsetzen, sie rannten durch die Tür hinaus in den Wald und hinein in alle Welt und waren nie mehr gesehen.

Die fünf aber verbrachten die Nacht in der warmen Stube. Und am nächsten Morgen wanderten sie weiter nach Bremen. Dort stellten sie sich auf den Hauptplatz, direkt vor den Marienbrunnen und musizierten, wie sie es eben verstanden. Und viel Volk sammelte sich um sie herum, der Magistrat kam vorbei und fragte, zu wes Behufs und Zwecks diese Veranstaltung und ob sie ordnungsgemäß angemeldet

wäre. Der Bass antwortete, sie würden sich gerne als Stadtmusikanten verdingen, weil Bremen eine so schöne und romantische und sehr musikalische Adresse sei. Da strichen sich die Magistrate ihre Bärte und auch der Oberbürgermeister kratzte sich am Kopf und meinte, als Musikanten wären sie wohl weniger geeignet. Aber wenn sie versprechen würden, still zu halten, könnte man sie entlohnen, eine Art Schweigegeld, und davon könne man auch leidlich existieren. Da waren die fünf zufrieden.

Angefügt sei noch, dass unser Ensemble von nun an jeden Samstagnachmittag auf dem Hauptplatz vor dem Marienbrunnen ein vielbeachtetes Konzert gab, bei dem der Bass nicht basste, das Cello nicht cellote, die Geige nicht geigte, die Flöte nicht flötete und die Triangel schwieg wie ein Fisch. Ein Genuss für Groß und Klein und Alt und Jung. Und wenn sie nicht gestorben sind, so schweigen sie noch heute.

König Klingklang und die fliegenden Töne

König Klingklang liebte zwei Dinge über alle Maßen: Die Musik und die Natur.

Am liebsten hatte er die Musik. „Sie rinnt durch die Ohren direkt in das Herz hinein“, sagte er. Und die Natur: „Die Natur hat tausend Stimmen. Man muss nur die Ohren aufmachen, um sie zu hören“, sagte er. Das hatte allerdings einen Haken. Wenn er draußen in der Natur spazieren ging, hörte er zwar das Quaken der Frösche und den Schrei des Bussards, aber das war keine Musik. Und wenn er im Konzertsaal den Klängen der Instrumente lauschte, fehlte ihm die Natur.

„Dem ist abzuhelfen“, sagte der Erste Minister.

„Und wie?“, riefen die geheimen und weniger geheimen Staatsräte und schauten ihn aus ihren kurzsichtigen Augen fragend an.

„Wir verlassen unseren Konzertsaal und musizieren draußen in der Natur!“, sagte der Erste Minister.

Gesagt, getan! Eine idyllische Waldwiese war bald gefunden, das Gras und die Büsche abgemäht, die Maulwurfshaufen planiert und das aufdringliche Echo in das Innere des Waldes vertrieben. Auf diese Wiese begaben sich die Musiker mit ihren Instrumenten, dorthin begab sich der Hofstaat, dort fanden sie sich ein, die Minister und Ministranten, die Würdenträger und Ordensträger, die Obertanen und Untertanen, die Softwarespezialisten und Rentenanpassungsmechaniker, die Phasenprüfer und

Starkstromelektriker und wer sich eben sonst noch für Musik und Natur interessierte.

Natürlich auch der König. Er saß auf einem goldenen Thron, der mit dicken, weichen Seidenkissen belegt und mit Pfauenfedern verziert war. An den Lehnen waren links und rechts zwei Ohrenschützer montiert, die König Klingklang schnell zuklappen konnte, wenn das Konzert zu laut werden sollte.

Die Musikanten überprüften noch einmal die Stimmung ihrer Instrumente, spuckten in die Hände und schon ging es los. Oh, was waren das für wunderbare Töne! Wie staunten da alle, die Minister und Ministranten, die Würdenträger und Ordensträger, die Obertanen und Untertanen, wie die freie Natur die Musik herrlich zum Klingen brachte. Sogar die Tiere des Waldes schlichen heimlich herbei, die Rehe und Füchse und Dachse und Wildkatzen und Zwergspitzmäuse und Eichhörnchen. Sie machten große, glänzende Augen und horchten mit gespitzten Ohren auf die Musik. „Hört, hört!“, rauschten die Bäume rundum. „Habt ihr so etwas schon erlebt?“

Die Fichten und Tannen riefen „Nein, nein!“ und bewegten die Wipfel erstaunt hin und her. Dem Echo aber hatte es glatt die Stimme verschlagen, es flüchtete nur immer weiter in das Unterholz hinein.

Es war auch zu seltsam, was man da hörte! Die Töne drangen aus den Instrumenten und tanzten über die Waldwiese und setzten sich auf die Blumen, wie wenn sie Schmetterlinge wären, die Melodien wiegten sich wie bunte Bänder sanft in der Luft, die Akkorde stiegen empor bis über die Spitzen der Bäume und vermischten sich mit der strahlenden Bläue des Himmels.

Der König aber, als er das hörte, klatschte vor Freude in die Hände und dachte im Traum nicht daran, seine Ohrenschützer zuzuklappen. Und weil der König in die Hände klatschte, taten das auch die Minister und Ministranten, die Würdenträger und Ordensträger, die

Obertanen und Untertanen und alle, die sich sonst noch für Natur und Musik interessierten. „Oh, wie herrlich sie sich ergänzen, die Musik und die Natur!“, riefen sie. Und die Dichter überboten sich im Wettstreit, wer das beste Gedicht darüber machen konnte. „Das klingt, wie wenn ein Korb kostbarer Perlen die Palasttreppe hinunterrollt“, sagte der eine. „Das klingt, wie wenn man ein frisches Toastbrot mit Butter bestreicht“, sagte ein anderer. „Das klingt, wie wenn Majestät am Morgen mit süßem Lavendelöl gurgelt“, sagte der dritte.

Der König aber rief „Da capo! Da capo!“, und da mussten die Instrumente noch einmal spielen.

Es gab aber noch jemanden, der die seltsamen, erstaunlichen und wunderbaren Klänge hörte. Das war der böse, unmusikalische Banause. Der böse, unmusikalische Banause mit seinem dicken Bauch, groß wie ein Berg und mit Moos und Schimmel und Flechten bewachsen. Er hatte tief drinnen im Wald geschlafen. Er hatte geschnarcht, so grässlich, dass den Bäume rundum eine Gänsehaut über die Rinde lief. Er hatte die Luft so heftig aus seiner hässlichen Nase ausgestoßen, dass Blätter und Reisig und Äste hoch in die Luft gewirbelt wurden. Nun wachte er auf.

„Was ist denn das?“, grunzte er. „Wer füllt den Wald mit solch hässlichen Geräuschen? Dieser entsetzlichen Ruhestörung muss ein Ende gemacht werden!“ Und schon war er aufgesprungen, seine Gelenke knarzten, Moos, Schimmel und Moder sprangen in dichten Klumpen von seinem dicken Bauch. Er schlug mit den Armen um sich, stampfte mit seinen gewaltigen Plattfüßen auf dem Boden herum und brüllte, was das Zeug hielt. Und dann fuhr er mit einem gewaltigen Hechtsprung mitten unter die Konzertbesucher. War das ein Schreck! Die Zuhörer, die Minister und Ministranten, die Würdenträger und Ordensträger, die Obertanen und Untertanen rannten davon, so schnell sie ihre Beine trugen. Den Musikern fielen die Instrumente aus den Händen, sie flohen mit fliegenden

Frackschößen in alle Richtungen auseinander. Die Leibwächter stülpten dem König schnell die Ohrenschützer über die Augen, damit er nicht mit ansehen musste, wie die majestätische Ordnung in brodelndes Chaos zerfiel und dann schleppten sie ihn, den Thronessel an Beinen und Lehnen erfassend, zum Palast zurück.

Die Töne aber, die hohen und tiefen, die lauten und leisen, die sanften und wilden, erhoben sich wie ein Schwarm aufgescheuchter Vögel, sammelten sich über der Stätte des Entsetzens zu einer klingenden Wolke, drehten noch einen großen Kreis über der Waldwiese und flogen dann, rasch wie der Wind, in die Ferne davon. Sie flogen über das Land, über die Wälder und Berge und erreichten schließlich das Meer.

Viele Tage später auf der Lichtung, wo das Konzert ein so jähes Ende gefunden hatte, war längst Ruhe eingekehrt. Nur ein paar vorwitzige Mäuse huschten auf der Suche nach Kuchenkrümeln und Kartoffelchips zwischen den zerbrochenen Instrumenten und liegengebliebenen Schals, Regenschirmen, Tempotaschentüchern und Damenschuhen hin und her. Und auch der böse, unmusikalische Banause hatte, zufrieden grunzend, seine Schlafkuhle wieder aufgesucht. Der König aber lag krank im Bett und musste sich, von seinen Leibärzten umgeben, von der Aufregung erholen.

Die Klangwolke aber flog über das unendliche Meer. Auf einem Luxusliner legte sie eine kurze Rast ein. Die Töne saßen zwitschernd auf der Reling, hopsten in den Liegestühlen herum, trillerten vom Schornstein herunter und Passagiere und Besatzung wunderten sich sehr. Jenseits des Meeres war eine große Stadt. Dort gab der Klangkörper ein vielbeachtetes Hafenkonzert und wurde daraufhin mit Einladungen zu den verschiedensten Veranstaltungen überhäuft. Die Kritiker lobten die Sicherheit der Intonation, die Originalität der Interpretation, die Leichtigkeit der Notation und die Innovation der Demonstration. „Und das alles, ohne unter der Intervention eines elektronischen

Mischpults leiden zu müssen!“, schrieb die musikalische Fachzeitschrift Pro Musica.

Schließlich kam die Wolke, auf Vermittlung einer bekannten Konzertagentur, an den Hof des Kaisers von China. Der aber war nicht nur unendlich mächtig, sondern auch unendlich habgierig. „Ich will diese Töne besitzen, ich, der Kaiser von China!“, rief er und stampfte mit den kaiserlichen Pantoffeln auf den Fußboden, dass die tausend gläsernen Glöckchen auf dem Dach seines Palastes zu bimmeln begannen.

„Sehr wohl!“, flüsterten die kaiserlichen Räte und Mandarine, die vor dem Kaiser auf dem Bauch lagen, das Gesicht zu Boden gedrückt, denn dem Kaiser durfte man nicht in die Augen schauen. Man durfte ihm auch nicht widersprechen.

„Wir werden die Klangwolke Eurem Staatsschatz eingliedern! Aber wie? Aber wie?“ Nach langem, angestrengtem Nachdenken hatte Ching Ping, der kaiserliche Luftminister (er war zuständig für alles, was sich über der Erde befand, also die Vögel, die Raketen, die Drachen und die Hochspringer, sobald sie den Boden verlassen hatten), dieser Minister also hatte eine Idee. In Windeseile wurden alle Vogelfänger des unendlich großen chinesischen Reiches herbeigerufen. Und dann, die Klangwolke gab gerade ein Konzert auf dem Platz des Himmlischen Friedens, senkten sich plötzlich Netze über die Töne, legten sich Schlingen um Violinschlüssel und Notenhäse, schnappten Angelhaken nach Akkorden, Trillern und Protuberanzen. Die vergitterten Türen der Vogelkäfige klappten zu. Kein einziger Ton, und war er auch noch so leise, konnte entkommen. Der Kaiserliche Luftminister aber wurde zum Höhenluftminister ernannt.

Was aber tat der Kaiser mit seinen Gefangenen? Er ließ alle Dompteure des unendlich großen chinesischen Reiches zusammenrufen, um die Töne zu dressieren. Da mussten die hohen und tiefen, die hellen und dunklen, die lauten und

leisen Töne, die Akkorde und Melodien, die Triller und Protuberanzen Saltos und Loopings schlagen, gefährliche Tonsprünge machen, in die höchsten Höhen hinaufsteigen, in die tiefsten Tiefen hinabfahren. Sie mussten sich zu Dreiklängen und Kadenzen aufeinandertürmen, verminderte Septakkorde und übermäßige Quartan bilden, Tonleitern hinaufklettern und Treppen hinunterperlen, sie mussten transponieren und transpirieren, apportieren und deklamieren, exerzieren und explodieren. Sie mussten sich wiegen und neigen und biegen und beugen und tanzen und springen und glänzen und klingen.

Das war eine wunderbare, virtuose Musik und der Kaiser von China erfreute sich eine Weile daran, wie sich eben ein Kaiser daran erfreuen kann. Aber dann wurde er des Ganzen überdrüssig.

„Weg damit!“, rief er und stampfte mit den kaiserlichen Pantoffeln so heftig auf den Fußboden, dass die tausend Glöckchen auf den Dächern seines Palastes zu klingeln begannen. „Sehr wohl!“, sagten die Minister und Mandarine, die vor ihm auf dem Boden lagen, mit dem Gesicht nach unten, denn dem Kaiser durfte man nicht widersprechen. Nun wäre es natürlich ein Leichtes gewesen, all die gefangenen Töne in die Freiheit zu entlassen. Der kaiserliche Erdminister, der zuständig war für alles, was sich auf dem Boden befand und dem unter anderem auch die kaiserliche Finanzkasse unterstand, hatte aber eine andere Idee.

„Wir stellen Spieluhren her“, sagte er. „Damit schlagen wir zwei Kakerlaken mit einer Klappe: Wir füllen unsere Staatskasse auf, und wir werden die Töne los.“

So kam es dann auch. Alle Spieluhrenhersteller des unendlich großen chinesischen Reiches wurden herbeigerufen. Sie nahmen die Töne mit feinen Geräten und Pinzetten aus ihren Käfigen heraus und füllten sie in die Spieluhren hinein, immer zu lieblichen Melodien und Liedern aneinandergereiht.

Bald konnte man auf der ganzen Welt Spieluhren erwerben mit dem Vermerk: Made in China. Unzählige Menschen ergötzen sich an den wunderbaren Klängen. Auch bei König Klingklang traf eines Tages eine Gesandtschaft des Kaisers von China ein, die ihm als Gastgeschenk eine Spieluhr überbrachte.

„Wie lieblich! Wie herrlich! Wie entzückend!“, rief der König, der bekanntermaßen die Musik über alles liebte. „Welch wunderbare Töne, die dieser Spieluhr entströmen. Nur in China kann man einen solchen Wohlklang erzeugen!“

Woher sollte er auch wissen, dass es die selben Töne waren, die einstmals von seinem königlichen Orchester auf der Waldwiese gespielt wurden.

Kerstin Werner

Amedea und die goldene Spinne

Weitab von der Stadt, auf der anderen Seite des Flusses, erstreckte sich ein uralter Wald. Ängstliche Zungen behaupteten, eine böse Hexe treibe dort ihr Unheil, tatsächlich aber lebte dort eine alte Frau in einer ärmlichen Hütte. Hätten die Menschen ihr ein einziges Mal tiefer in die Augen geblickt, hätten sie gesehen, wie warm und weise ihre Augen leuchteten. Ihr langes weißes Haar hatte sie zu einem Knoten gebunden und lösten sich vom Wind einzelne Strähnen heraus, schwebten sie wie Daunenfedern um ihren Kopf.

Die alte Frau liebte die Waldeinsamkeit. Oft saß sie stundenlang am Feuer, horchte in die Stille und wusste vieles über die Menschen, die auf der anderen Seite des Flusses lebten. Und wenn das Feuer niedergebrannt war, stand sie auf, schulterte ihren Weidenkorb und begab sich tiefer in den Wald, um Kräuter zu suchen.

Doch eines Tages durchbrach ein lautes Wehklagen die Stille des Waldes. Unter einem Baum lag in eine Decke gehüllt ein neugeborenes Kind. Es schrie so jämmerlich, dass die Alte Mitleid bekam und das Kind behutsam in ihre Hütte trug. Sie gab ihm zu trinken und wiegte es in ihren Armen, doch schon bald bemerkte sie, dass das neugeborene Mädchen blind war. Sie behielt es bei sich und nannte es Amedea.

So verging die Zeit und Amedea wuchs zu einem schönen Mädchen heran. Die alte Frau brachte ihr alles bei, was sie zum Leben brauchte. Amedea lernte das Sprechen und